

HANS BICKES

Sprachbewertung – Wozu?

Abstract

Der Beitrag arbeitet die Funktion von Sprachbewertungen für einzelne Sprachteilhaber wie für Sprachgemeinschaften heraus. Zwei wesentliche Funktionen von Sprachbewertungen werden unterschieden: Auf einer Stufe I fördern sie die Herausbildung einer kommunikativen Kompetenz, die kommunikationsethischen Forderungen genügt; auf einer Stufe II bewahren und gestalten sie ein „kommunikatives Milieu“, das kommunikationsethisch wünschbare Ausprägungen dieser Kompetenz ermöglicht. Bestimmte Forderungen an das „kommunikative Milieu“ werden in einer humanökologischen kommunikativen Ethik begründet und auf Sprachentwicklungsercheinungen bezogen, die durch Veränderungen der Kommunikationsbedingungen und der „Medienumwelt“ in der Sprachgemeinschaft bedingt sind.

0.

Im vorliegenden Beitrag, einer überarbeiteten Fassung eines Vortrages zum Thema „Sprachbewertung“ vor der Kommission für Sprachentwicklungsfragen des Instituts für deutsche Sprache, soll herausgearbeitet werden, in welcher Funktion Sprachbewertungen für Sprachhandelnde und für Sprachgemeinschaften stehen. In einem ersten Abschnitt will ich zeigen, daß Sprachbewertungen zu kurz greifen, wenn sie nicht auch die Folgen von Medienwandel, Kulturwandel und Sprachwandel für den Menschen einbeziehen. Unter 2 werde ich im wesentlichen zwei Funktionen unterscheiden, in denen Sprachbewertungen stehen. Beide Funktionen sind komplementär aufeinander bezogen: Sprachbewertungen auf Stufe I fördern die Herausbildung einer kommunikativen Kompetenz, die kommunikationsethischen Forderungen genügt. Bewertungen auf Stufe II bewahren und gestalten ein kommunikatives Milieu, das bestimmte, kommunikationsethisch wünschenswerte Eigenschaften in der Ausprägung dieser Kompetenz ermöglicht. Daß Bewertungsprozesse zwischen verschiedenen Polen (bewußt vs. unbewußt, subjektiv vs. objektiv) angesiedelt sind, gehört – zumindest auf Stufe I – in einem gewissen Sinn zur Semantik von „Bewerten“ dazu (Abschnitt 3). In Absatz 4 wird gezeigt, inwiefern Bewertungen der Stufe I notwendig zum Aufbau, zur Differenzierung und zur Vermittlung sozialer Regelsysteme sind. In den Abschnitten 5 und 6 wird versucht, eine kommunikative Ethik zu begründen, die auf das Menschenbild des kognitiv autonomen, selbstbewußten Individuums bezogen ist. Es wird hierzu nachgewiesen, daß die Herausbildung eines freien Selbst auf dem Verfügen über eine Sprache mit spezifischen Merkmalen gründet,

also kommunikativ fundiert ist. Eine in diesem Sinn humanökologisch orientierte kommunikative Ethik legt bestimmte Forderungen an das kommunikative Milieu in einer Sprachgemeinschaft nahe; der Bezug zu konkreten Sprachentwicklungserscheinungen wird in Abschnitt 7 hergestellt. Abschließend wird die Frage danach aufgeworfen, inwieweit kommunikationsethische Programme institutionalisiert werden sollen (8).

1.

*Ik liebe dir, ik liebe dich
Was richtig ist, das weiß ich nich'
ob dritter oder vierter Fall
Ik liebe dir auf jeden Fall*

In diesem Berliner Küchenspruch treten Fragen der Sprachbewertung offenbar zurück hinter eine nicht zu erschütternde Lebensgewißheit. Was aber, wenn die Erwählte hannoveranischer Abstammung und womöglich Linguistin ist? Wird sie dem leidenschaftlichen Geständnis auch dann wohlwollend begegnen, wenn dieses sich ihr im Gewand des falschen Kasus offenbart? In intimer Kenntnis hannoveranischer (oder muß es „hannoverscher“ heißen?) Mentalität und als leidgeprüfter Pfälzer möchte ich hier nur eine düstere Prognose wagen.

Sprachgebrauch kann Folgen haben – für die Liebe, für das Leben, aber auch für die Sprache¹ selbst. Selten ist sich indes derjenige, der Gründe und Ursachen seines Sprachgebrauchs, seiner Motive für die Wahl bestimmter Wörter und Formen bewußt. Und selten hat derjenige, der spricht, die Folgen vor Augen, die sein Sprachgebrauch für die Sprache hat. Und so kommt es zur Sprachveränderung in aller Regel nicht, weil einzelne dies wollen. Sprachwandel läßt sich vielmehr eher wie das Entstehen eines Trampelpfades erklären oder eines Autostaus. Dies hat Rudi Keller ausführlich in seinem Buch „Sprachwandel“ (1990) gezeigt. Kaum jemand läuft mit der Absicht quer durch einen Park, einen Trampelpfad anzulegen. Und niemand fährt in der Absicht auf eine Autobahn, einen Stau zu erzeugen. Gleichwohl gibt es – recht komplexe – Gründe und Ursachen für Handlungsweisen einzelner, die insgesamt zu Trampelpfaden führen oder in Staus enden. Als Menschen erstmalig einen Telegraphen zur Kommunikation einsetzten, taten sie dies nicht in der Absicht, den Sprachgebrauch zu beeinflussen. Tatsächlich hat der Telegraph jedoch den Sprachgebrauch in fast allen Kulturen nachhaltig verändert. Der Telegraph

¹ Mit Sprache ist im vorliegenden Kontext selbstverständlich vielerlei gemeint: Es kann sich um die Standardsprache handeln oder um einzelne Varietäten. Weitere (keineswegs unproblematische, vgl. etwa Giesecke 1992, S. 18ff.) Differenzierungen, wie etwa der zwischen Sprache als System und Sprache als Realisierung von im System angelegten Möglichkeiten, sollen weiter unten nachgetragen werden.

und die mit ihm verbundenen kommunikationstechnologischen Neuerungen fungierten gewissermaßen als die „unsichtbare Hand“ (im Sinne Kellers), die einen bestimmten Sprachwandel leitete. Heutzutage sind wir uns bei technologischen oder medienrechtlichen Innovationen vergleichbaren Ausmaßes eher bewußt, daß diese weitreichende, im einzelnen allerdings schwer vorhersagbare Folgen haben können – auch und gerade im Bereich der Sprache. Immerhin gab es eine öffentlich geführte Diskussion darüber, welche Folgen die Einführung des dualen Rundfunksystems für die Welt der Kommunikation in der Bundesrepublik haben könnte. Wenn heute im Infotainment spektakulärer Reality-Shows die Grenzen zwischen Realität und Fiktion bedenklich verwischt werden oder wenn im neuen Design der Talk-Shows Gesprächspartner wie Kampfhähne aufeinander gehetzt werden, so überrascht das nicht. Es handelt sich dabei um eine der von Skeptikern vorhergesehenen Begleiterscheinungen der Änderung des Medienrechts und der Zulassung rein kommerzieller Fernsehsender. Wir haben den Primat der Werbung in der Programmgestaltung zugelassen, und daß wir nun durch Phrasen der Irrelevanz und der gestylten Unaufrichtigkeit betäubt werden (etwa, daß ein Haarwaschmittel „naturnahe Substanzen“ enthalte, ein anderes Produkt „umweltneutral“ sei), darf uns nicht wundern. In ihrem tatsächlichen Ausmaß unterschätzt wurden freilich die weitreichenden Rückwirkungen auf die traditionellen Genres auch in den öffentlich-rechtlichen Anstalten. Diese geraten angesichts sinkender Quoten und nach Einbrüchen bei den Werbeeinnahmen zunehmend in Zugzwang, sich spektakulärer zu präsentieren. Der Rückkauf von Gottschalk zu „Wetten daß?“ oder neu eingerichtete Shows wie „Gemischte Gefühle“ (ARD) zeigen, daß auch im Programm-Mix der Öffentlich-Rechtlichen zunehmend auf Infotainment und gewisse Instinkte gesetzt wird. Schließlich besteht Gottschalks Aufgabe bei RTL nach eigenen Aussagen vorrangig darin, in der Werbepause „zappende“ Zuschauer mit „appetitlichen Damen“ vom Sexfilm bei Sat 1 „herüberzulocken“ (vgl. das aufschlußreiche Interview zwischen Gottschalk und F. Röckenhaus im ZEIT-Magazin vom 7. 1. 1994).

Tröstlich immerhin: Es gibt Arbeiten, in denen neue Kommunikationstechnologien im Sinne einer Folgenabschätzung bewertet werden. Etwa wenn die Breitbandtechnologie und die damit möglichen interaktiven elektronischen Kommunikationsformen noch vor ihrer breit angelegten Einführung unter dem Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Folgen und der Folgen für die kommunikative Kompetenz diskutiert wurden (vgl. etwa Mettler-Meiboom 1986 und 1987). Oder wenn in anderen techniksociologischen Untersuchungen die Veränderungen unserer semiotischen Umwelt durch informationsverarbeitende Maschinen thematisiert werden:

„Der Computer ist mehr, er wird – im Gegensatz zur traditionellen Maschine – nicht so sehr mit Kräften, sondern vor allem mit Zeichen gefüttert und verarbeitet sie. In Zusammenarbeit mit umfassenden maschinellen Ensembles, den Informationstechniken und ihren verschiedenartigen Verknüpfungen, behandelt

und transportiert der Computer Zeichen und verarbeitet via Sprache, Bilder und Symbole eine unendliche Vielfalt der Stimmen – die Inhalte scheinen gegenüber dieser Vielfalt zurückzutreten. Gleichzeitig wachsen die Möglichkeiten der Kommunikation; die Künstlichkeit der Kommunikationsbedingungen begünstigen bislang undenkbar Sprech- und Zeichenakte. Über die Folgewirkungen dieser Entwicklung besteht noch ziemliche Unklarheit, ja Unkenntnis. Für *Raulet* bestehen sie in einem neuen System interindividueller Kommunikation, das nicht nur die soziale Interaktivität verallgemeinere und verflechte, sondern auch das Kognitive (...) in der ausufernden Kommunikation in den Vordergrund treten lasse. Die eigentlichen interpretativen und normativen Meta-Nachrichten seien in dieser Art von Kommunikation nicht mehr kodierbar, sie würden ausgeklammert. Im Computer wird das Kind wie der Vater dieser Entwicklung gesehen“ (Höring 1989, S. 119).

Raulet und Höring erkennen, daß diese Entwicklung in eine Auflösung des Subjektes zu münden droht. Was indes des einen Leid, ist des anderen Freud: Marvin Minsky, einer der Propheten der Computerwissenschaft und der Künstlichen Intelligenz, wertet konsequent den Begriff des Subjektes, des Selbst, als altertümliches Relikt ab, und er begreift folgerichtig die Kooperation zwischen Computerwissenschaften, Biologie und Gentechnologie als große Chance, die ichbezogene informationelle Begrenztheit des menschlichen Körpers und seiner Gehirnkapazität zu überwinden und einen Selbst-losen Informationsfluß zwischen Wissensbeständen unterschiedlichster Speicher- und Verarbeitungsmedien herzustellen.² Wo neuere wissenschaftsphilosophische Paradigmen gerade erst die kommunikative Kompetenz als Schlüsselkompetenz kognitiv autonomer Individuen preisen, sie als zentral für die Konstruktion von Wirklichkeit und Erkenntnis begreifen, wird der Kommunikationsbegriff bei Minsky endgültig als Hemmnis für den Prozeß der Kumulation transindividueller Wissens- und Handlungsressourcen (Kumulation für wen?) destruiert.

Die angedeuteten Beispiele mögen genügen: Veränderungen der Kommunikationsbedingungen, der „Medienumwelt“, des „kommunikativen Milieus“ in einer Gesellschaft haben direkte und indirekte Auswirkungen auf die Kommunikations- bzw. Sprachformen, die in ihr ausgebildet sind, aber auch für unser Menschenbild. Den Sprachhandelnden jedoch sind solche Zusammenhänge selten gegenwärtig. Meist passen sie sich unbewußt neuen Bedingungen an – auch in ihrem Sprachgebrauch.

² In einem 1992 geführten und im ZDF ausgestrahlten Gespräch zwischen dem Wissenschaftsjournalisten Gero von Böhm und Marvin Minsky äußert sich Minsky unmißverständlich. Er glaubt ernsthaft daran, daß in absehbarer Zeit mit der Implantation von Neurochips im menschlichen Hirn gerechnet werden kann, und es werden ihm offenbar immense Forschungsgelder hierfür zur Verfügung gestellt. Er erwartet sich eine direkte Vernetzung menschlicher Wissenskapazitäten mit externen Speichermedien. Ein völliger Zusammenbruch unseres individuenorientierten Menschenbildes wäre die Folge; Kommunikation würde zur reinen Informationsübermittlung. Ich möchte angesichts der Möglichkeiten der modernen Hirnchirurgie davor warnen, dies vorschnell als Spekulation abzutun.

Nur in Ausnahmefällen zielen einzelne Sprecherinnen oder Sprecher bewußt darauf ab, am Sprachbrauch oder am Sprachsystem selbst und darüber an den zugrunde liegenden Bedingungen etwas zu ändern. Doch auch dafür gibt es Beispiele – etwa die durchaus erfolgreichen Versuche feministischer Linguistinnen, im Sprachgebrauch die Frauen deutlicher zu markieren. Sogenannte semantische Kämpfe gehören gleichfalls hierher, etwa wenn Politiker die Semantik bestimmter Ausdrücke in eine bestimmte Richtung lenken wollen. Beispiele hierfür sind bekannt.

In aller Regel sind Sprecher und Sprecherinnen in ihrem alltäglichen Sprachgebrauch zunächst durch das Bestreben geleitet, im Kommunikationsprozeß verstanden zu werden, die zur Verfügung stehenden Mittel geschickt auszuschöpfen und dabei als „sprachlich nicht auffällige“ Mitspieler in vorgegebenen Sprachspielen ihrer sozialen Umgebung zu gelten.

Angesichts der angedeuteten Komplexität und Opakheit der Wechselwirkungen ist die Existenz von Einrichtungen erfreulich, die sich aus einer quasi übergeordneten Perspektive mit dem Phänomen der Entwicklung der Gegenwartssprache befassen. Institutionen wie z.B. das Institut für deutsche Sprache oder die viel kleinere Gesellschaft für deutsche Sprache können Bewußtsein schaffen, Entwicklungstendenzen identifizieren und gegebenenfalls Empfehlungen geben – nach welchen Kriterien, für wen und wozu, das soll später geklärt werden. Um dieser Aufgabe nachkommen zu können, müßten sie jedoch bereit sein, einen längst fälligen, zusätzlichen Perspektivenwechsel einzunehmen, wie ihn etwa Giesecke (1992) überzeugend nahelegt. Danach gehen „Medienwandel, Sinnenwandel, Kulturwandel und schließlich auch Sprachwandel (..) Hand in Hand“ (Giesecke 1992, S. 13). Im Gegensatz zur Saussureschen Tradition stehen in dieser Sichtweise die gesellschaftlichen und die durch die Fortentwicklung der Medien geschaffenen Bedingungsgefüge im Mittelpunkt, denen Sprachwandelerscheinungen zuzuordnen sind. Dies erfordert freilich eine enge Zusammenarbeit zwischen Sprachwissenschaftlern, Kommunikationswissenschaftlern, Soziologen, Sozialpsychologen und Technologen aus dem Bereich der Kommunikationstechnologie, der Informations- und Computerwissenschaften unter einem Dach. Auch hat – wie bereits erwähnt – die Zusammenarbeit zwischen Hirnforschung, Biologie, Gentechnologie und Computerwissenschaften längst begonnen und verdient, wie vielleicht kaum ein wissenschaftlicher Evolutionssprung zuvor, hellhörige Aufmerksamkeit. Soweit ich sehe, hat die Sprachwissenschaft in der Bundesrepublik es bis auf wenige Ausnahmen im wesentlichen versäumt, solche interdisziplinären Brücken zu schlagen. Bereits heute zeichnet sich ab, daß dieses Versäumnis gravierend ist.

2.

Nach diesen Vorbemerkungen möchte ich mich der Titelfrage meines Beitrages zuwenden, nämlich der Frage danach, wozu die Bewertung von Sprache bzw. Sprachgebrauch dienen kann. Hierzu will ich mich in der Folge auf zwei wichtige Funktionen konzentrieren, in denen Sprachbewertungen stehen können:

- I. Sprachbewertungen kommen einerseits dem menschlichen Bedürfnis entgegen, soziale Regelsysteme aufzubauen. Sie leiten dazu an, lebensformspezifische Sprachspiele herauszubilden und fördern die Eingliederung des Einzelnen in eine Sprachgemeinschaft. Sie tragen so dazu bei, daß das Individuum eine soziale Identität³ entwickeln kann. Sie zeigen dem Einzelnen, wie er sich verhalten muß, um erfolgreich kommunizieren zu können.

Ich will hier von Sprachbewertung der Stufe I sprechen, die im Rahmen von über einen gewissen Zeitraum geltenden Konventionen abläuft und häufig als Korrektur oder Empfehlung und seltener als Lob auftritt, wie es in der Schule seinen Platz hat. Es handelt sich dabei um eine Bewertung der Regelgemäßheit, gewissermaßen um ein pädagogisches Bewertungsverhalten. Stilempfehlungen und rhetorisches Training gehören in diesen Bereich, ebenso alle Formen einer Sprachkritik, die sich auf die Bewertung oberflächlichen oder gedankenlosen Sprachgebrauchs beschränkt.

- II. Sprachbewertungen können andererseits das Regelsystem einer Sprache⁴ als Ganzes sowie die Entwicklung dieses Regelsystems unter Berücksichtigung von Entwicklungen in dem jeweils in Frage kommenden kommunikativen Milieu bewerten. Bewertungen dieser Art können, wie später auszuführen ist, aufzeigen, wo wichtige Eigenschaften der Sprache bei Sprachwandelprozessen aufs Spiel gesetzt werden. Was „wichtige Eigenschaften“ einer Sprache sind, für wen sie wichtig sind und warum – dies zu beantworten ist Aufgabe einer Theorie der kommunikativen Ethik, auf die ich nachher zu sprechen komme.

Hierher gehören z. B. Analysen, die den Zusammenhang zwischen Medienwandel, Kulturwandel und Sprachwandel untersuchen sowie Fragestellungen, wie sie im Bereich der linguistisch fundierten Sprachkritik und einer kommunikativen Ethik (etwa im Anschluß an H.J. Heringer oder R. Wimmer) behandelt werden. Bei Sprachbewertungen auf dieser Stufe kommt ein *humanökologisches* Motiv zum Tragen, insofern Sprachwandel und Sprachgebrauch im Zusammenhang mit ihrer gesellschaftli-

³ Zum Begriff der sozialen in Abgrenzung zur personalen Identität siehe Frey/Haußer (1987) sowie Mummendey (1985).

⁴ Siehe Fußnote 1.

chen Funktion und ihrer Wirkung auf menschliche Erkenntnissubjekte gesehen werden.

Ich will diese Thesen in der Folge ausführen. Zuvor mögen jedoch einige Bemerkungen zum Bewertungsbegriff selbst angebracht sein.

3.

Beobachtbar werden Bewertungen dadurch, daß sie sich in sprachlichen Äußerungen zeigen. Für deren Semantik können einerseits Kriterien gelten wie für Aussagen der Art „Ich habe Schmerzen“, andererseits Kriterien wie für Aussagen der Art „Im diesem Raum sitzen 40 Personen“. „Pfälzisch klingt lieblich“ wäre eher dem ersten Typ zuzuordnen, „Hier muß der Genitiv stehen“ oder „Zu aufgeblähte Linksattribute erschweren die Verständlichkeit“ eher dem zweiten. Bewertungen und Urteile haben so einen eigentümlichen Zwischenstatus inne: zwischen der intersubjektiv schwer überprüfbareren Klasse von Aussagen über Eigenseelisches auf der einen Seite und der Klasse von mithilfe externer Kriterien objektivierbaren Aussagen auf der anderen Seite. Dies hatte bereits Kant erkannt und ich werde weiter unten nochmals auf diese Doppelgesichtigkeit zurückkommen.

Bei einem ersten Betrachten ist man geneigt, Bewertungen als Handlungen zu interpretieren. Doch führt dies unter Umständen dazu, daß Bewertungsprozesse, die oft unbewußt verlaufen, in einem gewissen Sinn überschätzt werden können. Es liegt nämlich in der Natur vieler Bewertungsprozesse, daß sie nicht der bewußten Steuerung durch das Subjekt unterliegen. Eine Entscheidung darüber, ob alle Bewertungsakte als Handlungen einzustufen sind, ist abhängig davon, welche Theorie der Handlungsphilosophie man vertritt. Ich möchte hier mit Hans Lenk (1978) einen interpretatorischen Handlungsbegriff vertreten, und ich neige zu der Auffassung des Anthropologen Ernst Oldemeyer (1979), wonach das eigentliche Transformationsmedium von Verhalten zu Handeln die Reflexion ist.⁵ Ein Teil unserer Bewertungsleistungen wird sicherlich sehr unreflektiert erbracht und ist damit ziemlich weit am einen Ende einer Skala angesiedelt, deren extreme Endpunkte durch vollständig bewußte, gesteuerte Handlungsweisen auf der einen Seite und durch völlig reflexartige und unreflektiert ablaufende Verhaltensweisen auf der anderen Seite markiert werden können. Das bedeutet nicht, daß ich für Bewertungsakte nicht Intentionalität im Sinne von Gerichtetsein-Auf-Etwas annehmen möchte; aber nicht jede Bewertung erfolgt absichtlich oder gar bewußt. Oft werden Bewertungen zudem nicht expliziert, sondern sie zeigen sich in der Kommunikation implizit in Form von Anzeichen (etwa im Tonfall, in Form Freudscher Versprecher oder verräterischer Wortwahl) – hier wäre es angebracht, eher von Ein-

⁵ Vgl. auch Bickes (1993).

stellungen zu sprechen. Meist ist das Subjekt selbst ein schlechter Kenner seiner eigenen Einstellungen; für Psychologen oder Soziologen ist es ein dankbares Feld, diese zutage zu fördern. Stehen Bewertungen somit einerseits im Spannungsfeld zwischen Subjektivität und Objektivität, so sind sie zusätzlich der Spannung zwischen Handlungs- und Verhaltenscharakter ausgesetzt.

Viele Bewertungen können demnach handlungstheoretisch besehen zumindest nicht als Handlungen *par excellence* gelten. Es ist daher gerechtfertigt, die Rede über Bewertungen streckenweise in einen Beschreibungsrahmen zu verlegen, in dem von Handlungen nicht gesprochen wird. So ziehen viele Psychologen es vor, Urteilsbildung und Einstellungen als Kategorisierungsprozesse zu deuten. Da, wo Bewertungen offensichtlich absichtlich, ziel- und zweckgerichtet von interessengeleiteten Akteuren eingesetzt werden (etwa bei Deutschlehrern), kann auf der Beschreibungsebene immer noch in ein handlungstheoretisches Sprachspiel gewechselt werden. Nicht jede Bewertung muß dabei freilich, wie Holly (1982, S. 58) das einmal anschaulich ausgedrückt hat, unbedingt ansteckend sein, das heißt, den Adressaten zu einer Änderung seiner eigenen Auffassung oder seines Handelns bringen.

Bereits der Gemeinplatz „Über Geschmack läßt sich nicht streiten“ legt ja nahe, daß sich zumindest eine Teilmenge von Bewertungsakten, namentlich ästhetische Einstellungen und Urteile, objektivierbarer Begründung entziehen. Und die Psychologie lehrt uns in zahlreichen Experimenten, daß Bewertungsprozesse keineswegs immer bewußt und reflektiert verlaufen. Offenbar haben wir unser Bewertungsverhalten weitaus weniger im Griff, als uns unser wissenschaftliches Ego es gerne glauben machen möchte.

Für den Kognitionspsychologen fallen Bewertungsprozesse, wie bereits erwähnt, unter die Rubrik der Kategorisierungsprozesse (vgl. etwa Martin/Tessner 1992 und Kahnemann/Miller 1986). Sie können damit theoretisch in Analogie zu anderen Kategorisierungsprozessen beschreiben werden, wie wir sie zum Beispiel von der Wahrnehmungspsychologie her kennen. Und so wie uns unser kognitiver Kategorisierungsapparat im Bereich der Wahrnehmung so manches Schnippchen schlägt – verblüffende Formen optischer Täuschungen sind hinreichend bekannt –, so führen uns auch unsere kognitiven Bewertungsstrategien bisweilen an der Nase herum.⁶

⁶ Wie sehr sich Kategorisierungsprozesse unserer bewußten Steuerung entziehen können, ist in vielen Experimenten nachgewiesen worden.

Zwei Beispiele, eines individualpsychologischer, das andere eher sozialpsychologischer Ausrichtung, mögen dies verdeutlichen:

Studenten, die an einem Universitätskopierer Kopien anfertigen wollten, wurde nach dem Kopiervorgang ein Fragebogen mit Fragen über die Einschätzung der gegenwärtigen Weltlage, und über ihre persönlichen Zukunftschancen vorgelegt. Eine nach dem Zufallsprinzip ausgewählte Teilgruppe fand beim Eintreffen am Kopierer „rein zufällig“ eine Zehnpfennigmünze. In dieser Gruppe wurden die Weltlage und

Als Kategorierungsleistungen funktionieren Bewertungen grob nach dem bekannten Grundmuster: „Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen“. Gleichzeitig sind auf Sprache bezogene Bewertungen Prozesse sozialen Kategorisierens, insofern es sich bei ihren Gegenständen um Äußerungen von Menschen in Sprachgemeinschaften handelt und insofern über diese Bewertungen auch soziale Gruppen (etwa Begabte vs.. Unbegabte, Süddeutsche vs.. Norddeutsche etc.) gebildet werden. Zimmermann (1992) gibt in einem Aufsatz über die Bewertung von Dialekten pikante Belege hierfür. Noch Johann Christoph Adelung (1737-1806) pries z. B. die meißnerische, obersächsische Sprache als „Die gesellschaftliche Sprache der Classen von feinerem Geschmack“. Dies dürfte heutzutage nicht unbedingt die gängige Auffassung sein. Aber auch die heutigen, leicht zurückhaltenden Einstellungen gegenüber dem Sächsischen sind nicht ohne geschichtliche Vorbilder, bisweilen sogar recht drastischen: So werden Adrian Leverkühn im Doktor Faustus von Thomas Mann die folgenden Worte in den Mund gelegt: »Ist schon prächtig gebaut, mein Leipzig, recht wie aus einem teuren Steinbaukasten, und dazu reden die Leute überaus teuflisch gemein, daß man vor jedem Laden scheut, ehe man was erhandelt, – ist, als ob unser sanft verschlafenes Thüringen aufgeweckt wäre zu einer Siebenhunderttausend-Mann-Frechheit und Ruchlosigkeit des Maulwerks mit vorgeschobenem Unterkiefer, greulich, freulich (...).« Nicht von ungefähr erinnert Zimmermann, daß Kant in seiner Kritik der ästhetischen Urteilskraft zwischen zwei Sorten von Urteilen differenziert. Das Angenehme in einer Empfindung bzw. das Wohlgefallen ordnet Kant der Subjektivität des Gefühls zu (Zimmermann (1992, S. 112). Daneben gibt es bei Kant das „reine Geschmacksurteil“ als reflektierendes Urteil, „welches (...)

die persönlichen Zukunftsaussichten signifikant optimistischer beurteilt, als in der Gruppe, die keine Münze vorfand. – Die motivationale Ausgangslage hat demnach nachweisbaren Einfluß auf das Bewertungsverhalten.

Ein zweites Beispiel:

Eine Gruppe von Versuchspersonen wurde in zwei Gruppen A und B aufgeteilt. Als Kriterium der Gruppenzugehörigkeit wurde angeblich die Präferenz eines von zwei Malern herangezogen. Tatsächlich erfolgte die Gruppeneinteilung jedoch nach dem Zufallsprinzip. Interaktionen fanden während des Experiments weder innerhalb noch zwischen den Gruppen statt. Die einzelnen Versuchspersonen erhielten nur die Information, zu welcher der beiden Gruppen sie selbst gehören; die Gruppenmitgliedschaft der anderen wurde ihnen nicht mitgeteilt.

Nach einer Weile der Isolation mußte jede Versuchsperson Entscheidungen zugunsten oder zuungunsten anderer, nicht im Raum anwesender Versuchspersonen treffen, von denen ihr außer einer Kodenummer allein die Gruppenmitgliedschaft mitgeteilt wurde. Die im Grunde leere, minimale Gruppenbedingung führte dazu, daß diejenigen Personen, die der „eigenen“ Gruppe angehörten, bevorzugt wurden (Tajfel 1982, S. 76ff.). – Dieser Effekt stellt sich selbst dann ein, wenn die Gruppenzugehörigkeit vor den Augen der Versuchspersonen durch das Werfen einer Münze festgelegt wird. In einem früheren Experiment (Ferguson/Kelly 1964) führte die Gruppenzugehörigkeit dazu, daß Arbeitsergebnisse aus der jeweiligen Fremdgruppe schlechter bewertet wurden als Ergebnisse aus der eigenen Gruppe.

die Zweckmäßigkeit der Form zum Bestimmungsgrunde hat" (a.o.a.O.). Auch hier treffen wir wieder auf die oben erwähnte Spannung zwischen dem Subjektiven und dem Objektiven. Ein reines Geschmacksurteil im Sinne Kants würde gewiß zahlreiche Vorzüge des sächsischen Idioms herausstreichen. Doch bedauerlicherweise (und zum Leidwesen so manchen Politikers) sind gerade die Einstellungen gegenüber Dialekten ganz offensichtlich von einer gefühlsmäßigen, subjektiven Komponente begleitet (vgl. auch Hundt 1992).

Oft fällt es schwer, Sprachbewertungen anders als über das Sprachgefühl zu begründen. Mir ist z. B. nicht bekannt, daß in empirischen Untersuchungen der Nachweis geführt wird, daß die in Fachsprachen und insbesondere in der Verwaltungssprache vorhandene Tendenz zu Nominalisierungen tatsächlich das Textverständnis behindert, wie dies immer wieder in Stilfibeln unterstellt wird. Auch mir gefallen sie nicht; auch ich meine, daß gehäufte Nominalisierungen verständnishemmend wirken können – aber in Ermangelung empirischer Belege kann ich als Kronzeugen allein mein Sprachgefühl anführen – was immer das sein mag.

Nicht immer wird man Übereinstimmung bei solcherart Bewertungen erzielen. So kann ich nicht alle Ratschläge nachvollziehen, die in den von der GfdS herausgegebenen 'Fingerzeigen für die Gesetzes- und Amtssprache' zusammengestellt sind. Die folgenden Formulierungen sind vielleicht ärgererregend, wenn sie gemeinsam mit mehreren anderen Versatzstücken des Amtsdeutschen in einem Text geballt auftauchen; für sich besehen meldet mein Sprachgefühl kein Mißfallen an (links stehen die beanstandeten, rechts die empfohlenen, „besseren" Formulierungen):

- | | | |
|----|---|---|
| 54 | im Nachgang zu meinem Schreiben | zusätzlich zu
meinem Schreiben |
| 54 | seitens der Behörde wurde
festgestellt | von der Behörde
wurde festgestellt |
| 55 | im Verlauf der Verhandlung | während der Verhandlung |
| 55 | Im Zuge der Ermittlungen | durch die Ermittlungen |
| 7 | Wir kommen bei Gelegenheit
wieder auf Sie zu | Wir werden uns bei Gelegenheit
wieder an Sie wenden. |
| 26 | Nach Lage der Dinge | Wie die Dinge liegen |

Gewiß – in einer bestimmten Kommunikationssituation, hier in der Kommunikation zwischen Behörden und Bürgern, sind alle Versuche zu begrüßen, die zu einer persönlicheren Ansprache beitragen. Insofern kann zugunsten der Ablehnung der links aufgeführten Ausdrucksweisen, die

ihren Ursprung wohl in Amtsstuben oder Anwaltskanzleien haben dürften, auf deren behördlichen „Stallgeruch“ verwiesen werden. Die Bewertungskriterien müssen jedoch neu geprüft werden, wenn dieselben Ausdrücke in ihrer Verwendung in anderen Kommunikationssituationen zur Diskussion stehen. Denn natürlich gelten für unterschiedliche Kommunikationssituationen und Textsorten, generell für unterschiedliche Varietäten, jeweils eigene Bewertungsmaßstäbe.

Die in Fußnote 6 geschilderten Effekte in psychologischen Experimenten, die sehr subjektiven Einstellungen zu Dialekten, wie sie von Zimmermann berichtet werden, und die Beispiele aus den 'Fingerzeigen' mögen folgendes deutlich machen: Je nach Situation, in der bewertet wird, können Einflüsse der Situation, institutioneller Hintergrund, die Gruppenzugehörigkeit, die motivationale Befindlichkeit des Bewertenden oder die emotionale Komponente beim Urteilen an Gewicht gewinnen.

Die Koppelung von Kategorisierungsprozessen mit nicht nur rationalen sondern auch emotionalen oder motivationalen Einflüssen erfüllt im täglichen Handeln natürlich eine wichtige Funktion. Wollten wir alle Kategorisierungsprozesse nur über den Kopf und über wissenschaftliche Begründbarkeit laufen lassen, wäre die Menschheit längst ausgestorben. Die Fülle der auf uns einstürzenden Reize ließe sich so gar nicht ökonomisch verarbeiten. In der gesprochenen Sprache spielt z.B. die ständige Kategorisierung nonverbaler, parasprachlicher und sonstiger Kommunikationsmittel eine wichtige Rolle. Denn damit kommen neben dem Inhaltsaspekt auch Beziehungsaspekte zum Tragen. Zutrauen oder Mißtrauen, Sympathie oder Antipathie beeinflussen den Verlauf und die Erfolgchancen eines jeden Gesprächs, sind aber meist die Folge einer Vielzahl unbewußt ablaufender, gefühlsmäßiger Bewertungsprozesse.

Eine wissenschaftliche bzw. rationale Unterbestimmtheit gehört zum Sprachspiel des Bewertens, zur Semantik und Pragmatik von „Bewerten“ also offensichtlich dazu. Dies gilt zumindest bei denjenigen Bewertungsprozessen, die auf Stufe I angesiedelt sind – insbesondere überall dort, wo nicht dichotome Richtig-falsch-Entscheidungen gefordert sind, sondern Wertskalen in Form von Kontinuen gelten. Anzuführen wären etwa der Bereich der Bewertung literarischen bzw. kreativen Sprachgebrauchs oder bestimmte Anwendungsfälle der Stilistik. Und solange Bewertungsrituale nicht in einer Form institutionalisiert werden, daß durch sie Macht in ungebührlichem Ausmaß ausgeübt werden kann, ist dieser subjektive Anteil keineswegs nachteilig. Sein Auftreten belegt im Grunde, daß es nach wie vor menschliche Subjekte sind, deren Kommunikationsstile hier zur Debatte stehen.

Nach diesen kursorischen Überlegungen zum Bewertungsbegriff möchte ich zur Eingangsfrage nach dem Wozu von Bewertungen zurückkehren.

4.

Für die erste „Sorte“ von Bewertungen, die Bewertungen der Stufe I, ergibt sich folgendes: Man darf annehmen, daß Sprachbewertungen mit zum alltäglichen Sprachspiel einer Gemeinschaft gehören; sie sind latent, unausgesprochen immer im Hintergrund oder sie werden offen artikuliert; sie erleichtern es den Mitgliedern dieser Sprachgemeinschaft, sich in die geltenden gefühlsmäßigen Einstellungen, Konventionen, Wertesysteme und Normen in all ihren Nuancierungen einzuleben. Sie sind ein Spezialfall der prinzipiellen Korrigibilität in Regelsystemen, die nach Wittgenstein eine so wichtige Rolle bei der sozialen Konstitution von Regeln spielt. Bewertungen machen in subtiler oder auch weniger subtiler Form erfahrbar, wo jemand in einer Sprachgemeinschaft steht, wo er oder sie gegen Regeln, Gefühle und Erwartungshaltungen verstößt und lenken so erst den Blick auf die Regel. Dem Individuum verhelfen sie im günstigen Fall zur Herausbildung einer positiven sozialen Identität (im Sinne von H. Tajfel).

Ich habe bisher etwas pauschal von Bewertung und von Sprachbewertung gesprochen. Zum einen habe ich dabei stillschweigend vorausgesetzt, daß es Bewertungen an sich selbstverständlich nicht gibt, sondern daß Bewertungen durch bewertende Einzelpersonen oder im Namen von Institutionen erfolgen. Zum anderen habe ich bereits angedeutet, daß es die Sprache so nicht gibt. Ich möchte an dieser Stelle zusätzlich an einige Unterscheidungen erinnern, die Peter v. Polenz in einem Aufsatz zur Sprachkritik 1980 festgehalten hat. Von Polenz schreibt dort:

Sprache kann als Gegenstand der Sprachbetrachtung viel Verschiedenes sein:

- etwas Individuelles (was den einzelnen betrifft)
oder Soziales (was viele betrifft),
- etwas Realisiertes (als konkret Wahrnehmbares)
oder Potentielles (als Abstraktion der Möglichkeiten),
- etwas Funktionales (für die Verständigung)
oder Institutionales (für die Gesellschaftsordnung),
- etwas deskriptiv Faßbares (was war und ist)
oder präskriptiv Gefordertes (was sein soll).

Aus diesen vier Paaren von Eigenschaften ergeben sich mindestens folgende sechs Erscheinungsweisen von Sprache, die eine soziolinguistisch erweiterte Form der üblichen sprachwissenschaftlichen Zweiteilungen in „parole“ und „langue“, „performance“ und „competence“ darstellen (vgl. de Saussure 1967, 11, 16 f.; Coseriu 1970, 198 ff.; 204 ff.; Chomsky 1969, 14; Henne/Wiegand 1969):

	realisiert	potentiell		
		funktional	institutional	
			deskriptiv	präskriptiv
individuell	SPRACHVERWENDUNG	SPRACHKOMPETENZ		
sozial	SPRACHVERKEHR	SPRACHSYSTEM	SPRACHBRAUCH	SPRACHNORM

Jedes dieser Felder wäre auch im Zusammenhang der vorliegenden Thematik einen eigenen Beitrag wert. Allen entsprechen verschiedene Ausprägungen von Bewertungsprozessen. An Erscheinungen individueller und singulärer Sprachverwendung sind gewiß andere Maßstäbe anzulegen, als an Phänomene im Bereich der Sprachnorm. Sprachverwendungskritik (im Sinne von v. Polenz) mag vorzugsweise als Bewertungsprozess der Stufe I auftreten, wogegen Kritik an Sprachnormen eher auf Stufe II angesiedelt sein wird. Aus Platzgründen will ich dies jedoch hier nicht im einzelnen ausführen, zumal vieles von dem, was v. Polenz in seinem auch heute noch aktuellen Aufsatz für Sprachkritik feststellt, mutatis mutandis auch auf Sprachbewertung zutrifft.⁷ Denn zweifelsohne ist Sprachkritik eine Ausprägung dessen, was hier unter Sprachbewertung verstanden wird.

⁷ Im Zusammenhang mit Bewertungen der Stufe I spielt vor allem der Normbegriff eine wichtige Rolle. Über ihn wurde bereits in den 60er und 70er Jahren ausführlich debattiert. Neben der deskriptiven (Sprachbrauch) und der präskriptiven Norm wurde zeitweilig auch eine prädictive Norm postuliert. Kriterien zur Normrechtfertigung wurden formuliert und meist sogleich heftig kritisiert – sei dies das Kriterium der Strukturgemäßheit, das der Respektierung der Tradition, der Bezug auf Zweckmäßigkeit im Hinblick auf verständliches Sprechen oder einfach nur die Nachweisbarkeit im faktischen Sprachgebrauch. Kritisiert wurde immer wieder die einseitige Orientierung an einem bestimmten Ideal der Schriftsprachlichkeit oder an einer Hochlautung, die nur eine winzige Minderheit überhaupt fehlerfrei realisieren kann. Dem Nutzen verbindlicher Konventionen mit weitem Geltungsbereich etwa für eine weitläufige Sicherung reibungsloser Kommunikation wurden soziolinguistische Argumente entgegengesetzt, nach denen gesellschaftliche Gruppen so durch ihren abweichenden Sprachgebrauch negativ diskriminiert würden. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an eine Bemerkung Siegfried Jägers, wonach zentrale, feste Normen, die weithin bekannt und akzeptiert sind, praktisch nie angestastet werden – selbst wenn sie sehr unökonomisch sind. Und G. Kolde (1980) zeigt (etwa am Beispiel des Genitivs, der als Objektkasus durch mindestens fünf verschiedene Präpositionen ersetzt worden ist), daß die Sprachentwicklung keineswegs immer dahin tendiert, die Norm zunehmend systematischer zu gestalten.

Solange Bewertungen als „pädagogische Bewertungen“, also als Bewertungen der Stufe I und damit im Zusammenhang mit der Herausbildung sozialer Identität zu sehen sind, wie ich dies im Sinne meiner ersten Antwort auf die Frage nach dem Wozu der Sprachbewertung bisher herausgearbeitet habe, sind es vor allem die Felder „Sprachverwendung“, „Sprachverkehr“, „Sprachbrauch“ und „Sprachnorm“, die hier relevant sind. Sprachverwendungen werden innerhalb einer Sprachgemeinschaft daraufhin bewertet, ob sie sich im Einklang mit dem bewegen, was in dieser Sprach-

5.

Bewertungsprozesse der Stufe II, denen ich mich abschließend zuwenden will, gehen über ein eher pädagogisches und sozialisierendes Bewerten hinaus. Urteile auf dieser Ebene sollten nicht subjektiver und emotionaler Beeinflussung unterliegen.

Die Kriterien, nach denen auf dieser Stufe bewertet wird, entstammen einer Theorie der kommunikativen Ethik, die ihrerseits aus einer Analyse des Kommunikationsprozesses selbst abgeleitet ist.

Ob das Deutsche sich langfristig zu einer nichtflektierenden Sprache entwickelt, ob „brauchen mit“ oder ohne „zu“ zu gebrauchen ist, ob die Konjunktion „weil“ auch Sätze mit Hauptsatzstellung einleiten kann, oder ob der Kaiser mit „ei“ geschrieben wird – all dies dürfte für die weitere Entwicklung der deutschen Sprache ebenso unbedeutend sein, wie es für die Mitglieder der Sprachgemeinschaft selbst ohne größere Folgen bleiben dürfte. Manche dieser Erscheinungen lassen sich bereits mit einem Hinweis auf sonstige sprachstrukturelle Regularitäten motivieren und bewerten, etwa indem bei „brauchen“ auf den Modalverbcharakter verwiesen wird.

Entwicklungserscheinungen größeren Ausmaßes erfordern jedoch eine zusätzliche Abschätzung und Bewertung der anzunehmenden Folgen, die dieser Sprachwandel haben kann – und zwar die Folgen für die Mitglieder der Sprachgemeinschaft selbst. Welche Folgen für die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft als wünschenswert, als förderlich, als beeinträchtigend oder als destruktiv einzuschätzen sind, läßt sich nicht völlig ohne Rekurs auf das Menschenbild und das Wertsystem einer Gemeinschaft erörtern. Ein Menschenbild, das das Individuum und dessen Freiheit in den Mittelpunkt stellt, wird andere Eigenschaften an einer Sprache hochschätzen, als ein Menschenbild, das das Kollektiv in den Mittelpunkt rückt. Wenn ich also in der Folge auf kommunikationsethische Prinzipien zu sprechen komme, dann bin ich mir bewußt, daß diese, auch wenn man sie aus allgemeinen, womöglich universellen Eigenschaften des Kommunikationsprozesses selbst ableitet, von unserem abendländischen Denken gefärbt sind,

gemeinschaft in den Bereichen Sprachbrauch und Sprachnorm an gefühlsmäßigen Einstellungen, Vorlieben, Regeln, Konventionen oder Normen gilt. So kann die einzelne Sprachverwendung durch Äußerungen bewertet werden wie „das klingt un schön“, „das ist gut und verständlich“, „das klingt geschwollen“, „so ist das falsch, da müßte der Konjunktiv hin“ und ähnliche. Dabei kann durchaus auch auf das sogenannte Sprachgefühl rekurriert werden, wenn ästhetische Bewertungen vorgenommen werden; im institutionalisierten Kontext (Schule) sollte dies jedoch mit gebotener Zurückhaltung einhergehen, insbesondere, wenn Leistungsmessung damit verbunden ist. Grundsätzlich sollten diejenigen, die bewerten, jederzeit bereit sein, die angelegten Maßstäbe zur Diskussion zu stellen.

das die Freiheit des Einzelwesens, kognitive Autonomie, die Autorität wissenschaftlichen Argumentierens aber auch den wirtschaftlichen Erfolg ganz obenanstellt.⁸

Dies in Erinnerung behaltend, will ich in der Folge versuchen, die Umrisse einer kommunikativen Ethik hinsichtlich der Frage nach dem Wozu von Sprachbewertungen der Stufe II zu skizzieren. Ich profitiere dabei von etlichen Vorarbeiten, insbesondere denen von Rainer Wimmer. Über Wimmers Überlegungen gehe ich dort hinaus, wo ich bestimmte Prinzipien menschlicher Kommunikation als Bedingungen der Möglichkeit kognitiver Autonomie festschreibe. Die Entwicklung eines Bewußtseins von der jeweils eigenen Identität ruht – so will ich argumentieren – auf einer kommunikativen Kompetenz, die kommunikationsethischen Forderungen genügt. Ich will dies sogleich ausführen. Kommunikative Ethik, so wie ich sie hier im Einklang mit Wimmer verstehen will, ist jener Teilbereich der allgemeinen Ethik, der sich aus einer Analyse des Kommunikationsprozesses selbst ableiten läßt. Sie ist nicht mit einer kommunikativen bzw. diskursiven Fundierung einer allgemeinen Ethiktheorie zu verwechseln, wie das bei Habermas der Fall ist.

6.

Die Fähigkeit des menschlichen Akteurs, über seine Entscheidungen zu reflektieren, machen den Menschen zu einem potentiell freien, selbstbestimmten Wesen. Nun ist die Fähigkeit zur Reflexion jedoch nichts, was

⁸ Nachfolgendes Beispiel möge dies illustrieren: Wie Susanne Günthner gezeigt hat, ist z. B. bei uns Direktheit in vielen Gesprächssituationen durchaus sozial erwünscht. Zwischen Direktheit und Relevanz im Sinne kommunikativer Maximen (im Sinne von Grice) besteht bei uns ein enger Zusammenhang. Demgegenüber wird z.B. in der chinesischen Kultur die Gesprächsharmonie gegenüber der Direktheit sehr viel höher geschätzt. Entsprechend ist es für chinesische Gesprächsteilnehmer befremdend, wenn Europäer oder Amerikaner sehr rasch ihr eigentliches Anliegen vortragen, also direkt mit der Tür ins Haus fallen. Ein deutscher Geschäftsmann äußert sich wie folgt über seine Erfahrungen mit chinesischen Geschäftsverhandlungen (zitiert bei Günthner 1991, S. 289):

„Verhandlungen mit Chinesen sind somit das schwierigste und oft auch nervenaufreibendste, was ich in Bezug auf Geschäftsverhandlungen kenne. Man weiß nie, woran man ist. Ich versuche direkt und klipp und klar meine Bedingungen zu formulieren, doch danach dreht sich alles im Kreise. Nichts scheint voranzugehen. Vielleicht hier und da ein Lächeln und dazu ständiges Nachgießen von Wasser in die Teetassen. Doch bis es dann endlich zum Punkt kommt, bin ich fast am Platzen.“

Offenbar sind in chinesischen Gesprächen andere Dinge relevant, als in deutschen, Relevanz äußert sich anders als bei uns. Gesprächsanalytische bzw. textkontrastive Untersuchungen zeigen, daß auch ein Begriff wie „Verständlichkeit“ in Abhängigkeit von kulturspezifischen, ja gruppenspezifischen Kommunikationsmustern und Mustern der Text- und der Diskursorganisation zu präzisieren ist und nicht global charakterisiert werden kann.

einem Akteur zugeschrieben werden kann, wenn man ihn nur als Individuum betrachtet. Reflexionen sind nicht bloße Momente des „Innenlebens“ ihres Subjektes, nicht nur private Ereignisse. Das Grundmuster reflexiver Prozesse ist dort angelegt, wo Einzelne als Kommunikationspartner dazu bewegt werden, sich mit den Augen der *A n d e r e n* zu messen. Der Reflexionsprozess ist im weiteren Sinn ein reziproker Prozess. Der Anthropologe Ernst Oldemeyer, von dem weiter oben bereits die Rede war, hebt in diesem Zusammenhang die unverzichtbare Rolle von Sprache hervor: „Eine entscheidende Bedingung zur sozialen Vermittlung und Ausdifferenzierung iterativer Reflexionsprozesse stellt in all dem die Sprache dar“ (Oldemeyer 1979, S. 751).

Reflexionsprozesse erlauben es, eigenes Verhalten als regelhaftes zu begreifen. Die Rede von Regelbefolgung und von Regelkonstitution bekommt aber nach Wittgenstein nur Sinn, wenn eine soziale Gemeinschaft und deren Lebensform in den Blick genommen werden, innerhalb deren man gegen eine Regel verstoßen kann und durch welche Regeln korrigierbar werden. Ich habe an anderer Stelle gezeigt, daß die Konstitution von Regeln immer im kommunikativen Handeln erfolgt (Bickes 1989, 1993); die Interpretation eigenen Verhaltens als regelhaft ist nur vor dem Hintergrund eines relativ überdauernden, konventionalisierten Rahmens, wie ihn eine Sprache in einer Sprachgemeinschaft darstellt, überhaupt sinnvoll.

Vor allem wird der Prozess der Selbstreflexion und die daraus resultierende Konstitution von Selbstbewußtsein und einer freien personalen Identität im Lichte des Wittgensteinschen Privatsprachenargumentes zu einem Spezialfall der überindividuellen, sozialen Prozesse des Meinens und Verstehens in einer Kommunikationsgemeinschaft. Damit wird das Verfügen über ein öffentliches Zeichensystem und über kommunikative Handlungsmuster zur *conditio sine qua non* reflexiver Prozesse. Die Vorstellung eines seine Entscheidungen reflektierenden und frei handelnden Individuums setzt die Annahme voraus, daß dieses Individuum sich mit anderen (mindestens) auf eine gemeinsame Sprache geeinigt hat, über die es verfügt.

Offenbar reicht es jedoch nicht hin, über irgendeine Sprache zu verfügen, denn sonst hätten auch bestimmte Tiere Reflexionsvermögen und Selbstbewußtsein komplexerer Art entwickeln können. Vielmehr sind es ganz spezielle Charakteristika menschlicher Sprachen, die diese zu Trägern reflexiven Denkens und zur Grundlage von Erkenntnis und vor allem von Selbsterkenntnis haben werden lassen. Menschliche Freiheit spiegelt sich gewissermaßen in „freilassenden“ Eigenschaften menschlicher Sprachen. Auch die Hirnforschung sieht heute enge Zusammenhänge zwischen der Entwicklung der nur für den Menschen typischen Sprachregionen und der Herausbildung des Selbstbewußtseins (Eccles 1989). Eine kommunikative Ethik sollte uns in die Lage versetzen, die Auswirkungen von Veränderungen des kommunikativen Milieus und des Prozesses der Sprach-

wandels auf diese freilassenden Eigenschaften einer Sprache abzuschätzen und zu bewerten.

Auch wenn es sich um sprachwissenschaftliches Grundwissen handelt, darf ich andeuten, welche Charakteristika hier gemeint sind. So etwa die Tatsache, daß Sprachen auf Inhalts- und Ausdrucksebene je gesondert gegliedert sind (double articulation), daß sie arbiträr sind und dadurch abstrakte Gedanken ausgedrückt werden können, daß menschliche Sprachen (bzw. die Sprecher) nicht genetisch im Hinblick auf den Bedeutungsgehalt der Zeichen determiniert sind, sondern daß diese konventionell, also sozial verabredet sind, daß sie Teilsysteme der Selbstreferenz und der Referenz, allgemein Mittel zur Reziprozität enthalten, die es den Sprechern ermöglichen, sich auf sich selbst und auf andere zu beziehen, andere Standpunkte einzunehmen und einiges mehr. Auch verlaufen natürlichsprachige Kommunikationsprozesse beidseitig in unterschiedlichen Dimensionen (z.B. einer inhaltsbezogenen und einer beziehungsbezogenen Dimension bei Watzlawick; dies gilt eben nicht für den Informationsaustausch mit oder zwischen Maschinen). Ferner dürften sprachliche Universalien hierher gehören, daß also beispielsweise jede bekannte Sprache den Ausdruck von Modalität oder den von Temporalität gestattet.

Auch im Hinblick auf kommunikative Muster im weiteren Sinn lassen sich – meist geschieht dies im Anschluß an Grice – sogenannte kommunikative Maximen ableiten, deren Beachtung gewissermaßen eine Bedingung der Möglichkeit dafür ist, daß etwas Gespräch (bzw. Kommunikation) genannt werden kann. Auch sie beanspruchen universelle Gültigkeit und scheinen uns in unserer kommunikativen Handeln und in unserem Kognizieren stärker zu beeinflussen, als uns bewußt ist (vgl. Schwarz/Bless 1992, S. 235f). Sie sind indes nicht als Regeln für eine gute Gesprächsführung mißzuverstehen. Jemand kann durchaus die Griceschen Maximen beachten und trotzdem erfolglos kommunizieren. Grice leitet seine Maximen ab aus den formalen Kategorien der Quantität (z. B. die quantitative Verteilung von Redebeiträgen in einer Gesprächsrunde), der Qualität (hält der Sprecher, was er sagt, für wahr?), Modalität (wie verständlich ist, was jemand sagt?) und der Relevanz (ist, was ich sage, für die anderen überhaupt von Interesse?) und sieht sie dem allgemeinen, für Kommunikation konstitutiven Prinzip der Kooperation untergeordnet.

Diese Maximen sind in verschiedenen Variationen bekanntgeworden, etwa in folgender Form: 1. Maxime der Informativität und Relevanz; 2. Maxime der Verständlichkeit; 3. Maxime der Wahrhaftigkeit (vgl. Wimmer 1990, S. 138f.). Ich will die Definition der einzelnen Maximen hier als bekannt voraussetzen. Natürlich sind Lügen trotz der 3. Maxime noch gestattet – aber eben nur in Maßen; ein Fußballspiel, um eine Analogie zu bemühen, das nur noch aus Foulspiel bestünde, hörte ebenso auf, Fußballspiel zu

sein, wie eine Gesprächswelt nicht mehr Kommunikation genannt werden könnte, in der jeder jeden jederzeit der Lüge verdächtige.

7.

All diese Charakteristika von Sprache bilden Eckpfeiler des Kommunikationsprozesses, die die ganz besondere Qualität menschlicher Kommunikation sichern und die dem Sprecher eine offene, nicht determinierte Sprechplanung (und damit auch eine offene und nicht determinierte Reflexion, siehe oben) erlauben. Im Zusammenspiel bilden sie die Grundlage für die Entfaltung eines freien Selbstbewußtseins.

Unter kommunikationsethischen Gesichtspunkten müssen sprachlicher Wandel (d.h. beispielsweise Veränderungen auf den Ebenen Sprachsystem, Sprachbrauch und Sprachnorm des Polenzschen Mehrfelderschemas), aber auch Veränderungen kommunikativer Muster oder im gesamten kommunikativen Milieu einer Kommunikationsgemeinschaft im Sinne der bisherigen Ausführungen daraufhin bewertet werden, ob sie an die oben aufgeführten Eckpfeiler einer Sprache rühren, ob dadurch womöglich die kommunikativ fundierte Reflexionskompetenz der Mitglieder einer Kommunikationsgemeinschaft beeinträchtigt und so indirekt auch die Freiheit und die Würde des Selbsts angetastet wird.

Beispiele für Erscheinungen, die aus der Sicht einer so – sehr knapp – umrissenen kommunikativen Ethik als bedenklich zu bewerten wären, lassen sich ohne größere Phantasie leicht aufzählen. Mögliche Entwicklungen in der Folge eines weiteren Ausbaus der Kommunikationstechnologien wurden weiter oben bereits angedeutet (etwa in dem Zitat von Hörning). Die Ergänzung unserer Sprache durch das Bild, die Dominanz des visuellen Elementes – all dies sind Veränderungen, deren Folgen wir kommunikationsethisch abzuschätzen haben. Vieles von dem, was etwa für die schriftsprachliche Kommunikation an Charakteristika aufzuzählen ist und wodurch sie zu einem geeigneten, internalisierbaren Medium rationalen und reflektierten Denkens wird, ist angesichts des Wettbewerbs um Einschaltquoten nicht ohne weiteres auch für die Ebene der Bildsprache gesichert – die vereinnahmende Präsenz visueller Elemente appelliert häufig an Gefühle und verführt leichter zu platten Assoziationen und Klischees. Auch ist völlig ungeklärt, inwiefern visuell und klanglich ergänzte Sprach- bzw. Kommunikationsformen unser inneres Reflexionsvermögen beeinträchtigen und Rückwirkungen auf unsere kognitive Autonomie haben. Hier wird zu wenig getan, um über einen erweiterten Sprachbegriff, der den immer wichtiger werdenden Bereich der Bildsprache einschließt, auch die Visualisierung unserer Kommunikation kritisch zu begleiten. Angesichts der intensiven und in erster Linie kommerziell motivierten Bemühungen, neueste elektronische Medientechnologien zu etablieren, die eine interaktive Nutzung gestatten, kann dieser Bereich gar

nicht ernst genug genommen werden. Aus der Zusammenarbeit von KI-Forschung, Biologie und Gentechnologie sind umwälzende Ergebnisse und entsprechende Folgen für den Bereich der Kommunikation zu erwarten, wie ich oben bereits erwähnt habe.

Natürlich gibt es auch konkretere und überschaubarere Anwendungsfälle für kommunikationsethische Überlegungen. Sie reichen von der Ebene der Störung im innerfamiliären Setting über den öffentlich-politischen Diskurs bis hin zur interkulturellen Kommunikation. Aus kommunikationsethischer Sicht sind z.B. Double-Binds in der Kleinfamilie ebenso zu korrigieren, wie rassistisch verzerrte, durch dumpfe Stereotypen geprägte Kommunikationsstrukturen in und zwischen sozialen Gruppen. Im einen wie im anderen Fall verändern sich das kommunikative Milieu und die jeweiligen Kommunikationsmuster in einer Weise, daß nicht mehr von kognitiver Autonomie aller Beteiligten gesprochen werden kann. Rechtsradikalismus könnte demnach seine Wurzeln in einem Mangel an innerer kommunikativer Differenziertheit haben und damit als Gefangensein in einschränkenden, unfreien Reflexions- und Denkmustern gedeutet werden.

Wenn allgemein von Politikverdrossenheit gesprochen wird, ist damit gewiß auch ein implizit kommunikationsethisch motiviertes Unbehagen an den Kommunikationsmustern politischer Gruppierungen und vieler Politiker gemeint: In bedenklichem Ausmaß wird wieder und wieder gegen das für Grice so fundamentale Prinzip der Kooperativität verstoßen. Erinnerung sei an vor einem Millionenpublikum gebrochene Schwüre und Ehrenworte (Zimmermann, Barschel, Schnur) oder an die dreisten Regierungsverlautbarungen zu den Kosten der Einheit und zur Frage der Steuererhöhungen vor der letzten Bundestagswahl. Wo Wahrhaftigkeitsdelikte in einer genuin auf Kommunikation gegründeten parlamentarischen Verfassung als Kavaliersdelikte gehandelt werden, wo Phrasen in Politik und Öffentlichkeit das Relevanzprinzip aushöhlen, wo Information in spektakuläre, erfolgs- und gewinnträchtige Unterhaltung gewendet wird, sind Merkmale des demokratischen, des freilassenden Diskurses, wie er als Zielidee oben skizziert wurde, empfindlich bedroht.

8.

Schließlich stellt sich die Frage, in welchem institutionellen Rahmen eine Theorie der kommunikativen Ethik verhandelt werden sollte und in welcher Form ihre Bewertungen und die daraus abzuleitenden Empfehlungen umgesetzt werden sollen. Denn auch solche Theorien sind zeit- und gruppenrelativ und sie wären daher bei staatlichen, womöglich zentralistisch organisierten Institutionen sicherlich in der falschen Hand. Pluralismus im Bereich sprachbewertender Institutionen ist noch am ehesten ein Schutz davor, daß einzelne Interessengruppen zu starken Einfluß auf den Sprachgebrauch ausüben können. Nur so kann

auch im Bereich der Regeln und der Normen deren genuin konventioneller Charakter erhalten werden. Sprachbewertung ist immer ein interdisziplinäres Projekt und kann nicht von Sprachwissenschaftlern allein geleistet werden, auch wenn die Prinzipien einer kommunikativen Ethik direkt aus dem Kommunikationsprozeß selbst abgeleitet worden sind. Kommunikationswandel ist nicht abtrennbar vom gesellschaftlichen Wandel. Im Grunde müßten Lehrveranstaltungen etwa zum Medienrecht oder zur Entwicklung neuerer Medientechnologien bereits heute zu Pflichtveranstaltungen in jedem sprach- oder kommunikationsorientierten Studiengang gehören.

Ich habe versucht zu zeigen, wozu im positiven Fall Sprachbewertungen dienen können: Sie können die *s o z i a l e I d e n t i t ä t* der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft fördern, indem sie einerseits die Konstitution und Verfeinerung von Regeln und Konventionen der Verständigung fördern. Sie stehen so im Dienst des Aufbaus kommunikativer Kompetenz der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft. Sprachbewertungen erhalten andererseits ein kommunikatives Milieu, in dem der Erwerb kommunikativer Kompetenz möglich ist. Sie begünstigen ein freilassendes und kooperatives Gesprächsklima und bewahren sprachimmanente Freiheitsmerkmale. Sie verteidigen eine Gesprächswelt, in der sich eine nichtdeterminierte Reflexivität, *p e r s ö n l i c h e I d e n t i t ä t* und menschliche Erkenntnistätigkeit frei entfalten können.

Literatur

- Bickes, Hans (1988): Zum Verhältnis zwischen Sprache und Kognition. In: Sprache und Kognition, Heft 4, S. 233-239.
- Bickes, Hans (1993): Semantik, Handlungstheorie und Zeichenbedeutung. In: Stachowiak, Herbert (Hg.): Pragmatik. Handbuch pragmatischen Denkens. Band IV: Sprachphilosophie, Sprachpragmatik und formative Pragmatik. Hamburg. S. 156-187.
- Busse, Dietrich (1987): Historische Semantik. Analyse eines Programms. Stuttgart.
- Busse, Dietrich (1992): Recht als Text. Linguistische Untersuchungen zur Arbeit mit Sprache in einer gesellschaftlichen Institution. Tübingen.
- Eccles, John C. (1989): Die Evolution des Gehirns – die Erschaffung des Selbst. München.
- Ferguson, C. K./Kelley, H. H. (1964): Significant factors in overevaluation of own group's product. In: Journal of Abnormal and Social Psychology 69, S. 223-228.
- Frey, Dieter/Irle, Martin (Hg.) (1985): Theorien der Sozialpsychologie. Band II: Gruppen- und Lerntheorien. Bern, Stuttgart, Toronto.
- Gesellschaft für deutsche Sprache (Hg.) (1993): Wörter und Unwörter. Sinniges und Unsinniges der deutschen Gegenwartssprache. Niedernhausen/Ts.
- Gesellschaft für deutsche Sprache im Einvernehmen mit dem Bundesministerium des Innern (Hg.) (1980): Fingerzeige für die Gesetzes- und Amtssprache. 10. Auflage.
- Giesecke, Michael (1992): Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. Frankfurt am Main.
- Goody, Jack (1990): Die Logik der Schrift und die Organisation der Gesellschaft. Frankfurt am Main.

- Günthner, Susanne (1991): PI LAO ZHENG (Müdigkeit im Kampf). Zur Begegnung deutsch-chinesischer Gesprächsstile. In: Müller-Jaquier, Bernd (Hg.): Interkulturelle Wirtschaftskommunikation. München. S. 297-324.
- Heringer, Hans Jürgen (Hg.) (1988): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. 2. Auflage. Tübingen.
- Holly, Werner (1982): Sind Bewertungen ansteckend? In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 10, S. 58-62.
- Hörning, Karl H. (1989): Vom Umgang mit den Dingen – Eine techniksoziologische Zuspitzung. In: Weingart (Hg.), S. 90-127.
- Hundt, Markus (1992): Einstellungen gegenüber dialektal gefärbter Standardsprache. Stuttgart.
- Kahnemann, D./Miller, D. (1986): Norm theory: Comparing reality to its alternatives. In: Psychological review, 93, S. 136-153.
- Keller, Rudi (1990): Sprachwandel. Tübingen.
- Kolde, Gottfried (1980): Sprachpflege als angewandte Sprachwissenschaft. In: Der Sprachdienst, Jg. XXIV, S. 97-107.
- Lenk, Hans (1978): Handlung als Interpretationskonstrukt. In: Lenk, Hans (Hg.): Handlungstheorien interdisziplinär. Band 2. München, S. 279-350.
- Lühr, Rosemarie (1992): Gleichartigkeit, Vollständigkeit, Vermeidung von Redundanz. Prinzipien von Sprachbewertungen im 19. Jahrhundert. In: Muttersprache, Band 102, S. 341-358.
- Martin, Leonard L./Tesser, Abraham (Hg.) (1992): The construction of social judgement. Hillsdale.
- Mettler-Meibom, Barbara (1986): Breitbandtechnologie. Über die Chancen sozialer Vernunft in technologiepolitischen Entscheidungsprozessen. Wiesbaden.
- Mettler-Meibom, Barbara (1987): Soziale Kosten der Informationsgesellschaft. Überlegungen zu einer Kommunikationsökologie. Frankfurt am Main.
- Mummendey, Amelie (1985): Verhalten zwischen sozialen Gruppen: Die Theorie der sozialen Identität. In: Frey, Dieter/Irle, Martin (Hg.): Theorien der Sozialpsychologie. Band II: Gruppen- und Lerntheorien. Bern, Stuttgart, Toronto, S. 185-218.
- Oldemeyer, Ernst (1978): Handeln und Bewußtsein. Anthropologische Überlegungen zu ihrem Verhältnis. In: Lenk, Hans (Hg.): Handlungstheorien interdisziplinär. Band 2. München. S. 729-764.
- Polenz, Peter von (1988): Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In: Heringer, Hans Jürgen (Hg.), S. 70ff.
- Postman, Neil (1992): Das Technopol. Die Macht der Technologien und die Entmündigung der Gesellschaft. Frankfurt am Main.
- Raulet, Gérard (1988): Die neue Utopie. Die soziologische und philosophische Bedeutung der neuen Kommunikationstechnologien. In: Frank, Manfred u.a. (Hg.): Die Frage nach dem Subjekt. Frankfurt am Main. S. 283-316.
- Röckenhaus, Freddie: Denk ich an Thommy in der Nacht. Interview mit Thomas Gottschalk. ZEIT-Magazin, Nr. 2 vom 7. Januar 1994.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1991): Die Schrift und ihre Folgen. In: Mettler, H. Peter (Hg.): Unkonventionelle Aspekte zur Analyse von Sprache, Kommunikation und Erkenntnis. Wiesbaden. S. 61-80.
- Schwarz, Norbert/Bless, Herbert (1992): Constructing reality and its Alternatives: An Inclusion/Exclusion Model of Assimilation and Contrast Effects in Social Judgement. In: Martin, Leonard L./Tesser, Abraham (Hg.): The construction of social judgement. Hillsdale.
- Tajfel, Henri (1982): Gruppenkonflikt und Vorurteil: Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen. Bern, Stuttgart, Wien.
- Weingart, Peter (Hg.) (1989): Technik als sozialer Prozeß. Frankfurt.

- Wimmer, Rainer (1984): Sprachkultivierung durch Sprachkritik. Ein Plädoyer für reflektierten Sprachgebrauch. In: Institut für deutsche Sprache (Hg.): *Mitteilungen* 10. Mannheim. S. 7-28.
- Wimmer, Rainer (1990): Maximen einer kommunikativen Ethik, ihre Begründung und ihre Verwendung in der Praxis. In: Ermert, Karl (Hg.): *Sprachliche Bildung und kultureller Wandel*. Rehburg, Loccum. S. 129-172.
- Zimmermann, Gerhard (1992): Das Sächsische. Sprachliche und außersprachliche Einschätzungen der sächsischen Umgangssprache. In: *Muttersprache*, 2, S. 97-113.